



LITERATUR & LEBENSWELT

ALEXANDER LÖCK | DIRK OSCHMANN (HG.)

Alexander Löck/Dirk Oschmann (Hg.)

Literatur & Lebenswelt

Ein Buch für Gert Ledig

Wiederholungen und Wiederholungstendenzen
sind in zeitgenössischer Literatur ein zentrales Thema. Der Herausgeber und
der vorstellende Herausgeber des vorliegenden Bandes untersuchen
die Phänomene der Wiederholung in unterschiedlichen literarischen Genres.

Was ist die Bedeutung von Wiederholungen? Wie werden sie
verarbeitet? Welche Rolle spielt Wiederholung im Prozess der
Kreativität?

Was ist die Bedeutung von Wiederholungen im Kontext
der sozialen und kulturellen Veränderungen unserer Zeit?

Was ist die Bedeutung von Wiederholungen im Kontext
der Kritik am Kapitalismus?



2012

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Karol Sauerland

Meine Begegnung mit Polen in der deutschen Literatur

Es ist interessant, Polen aus einer Außenperspektive zu erleben – konkret, wie es in der deutschen Literatur dargestellt wird. Hierbei zogen mich jene Werke, in denen Polen als ein Land der Anarchie und schlechten Wirtschaft dargestellt wurde, weniger an als jene, in denen die Autoren ihre Verwunderung über dieses Land zum Ausdruck brachten.¹ Diese beginnt ja bereits im 17. Jahrhundert, als es den Beobachtern schwer fiel, die polnische Adelsrepublik in das übliche Schema der Regierungsarten einzureihen. So schrieb der Nuntius Germanico Malaspina 1690:

Polen ist weder völlig eine Monarchie, noch auch völlig eine Republik, sondern es hat teils eine, teils die andere Regierungsform, denn einerseits ist es nicht der König allein, der die Gesetze betreffs der Verteidigung des Landes, der Ordnung und öffentlichen Sicherheit in Krieg und Frieden erläßt und vollstreckt, sondern er tut dies gemeinsam mit dem Senat und der Schlachta, die ihre Bevollmächtigten, die sogenannten Landtagsabgeordneten, in den Sejm schickt, bald mit unbeschränkten, bald mit genau festgelegten Befugnissen, und wenn man nur diesen Punkt ins Auge faßt, könnte man Polen eine Republik nennen; aber da einerseits nur der König allein die Macht hat, den Sejm einzuberufen, und im Sejm ohne seine Zustimmung kein einziger Beschuß gefaßt werden kann, geht daraus hervor, daß die polnische Regierungsform auch der monarchischen nahekommt.²

Nach weiteren Beschreibungen von scheinbar schwer Verständlichem kommt Malaspina zu dem Schluss, dass man, wenn man in Polen etwas anstrebe, mit Geld wenig erreiche,

1 Hierzu wäre ein getrennter Artikel zu verfassen. Im Nachkriegs polen überwogen Arbeiten, in denen abfällige Äußerungen über Polen als Land und einzelne Polen in der deutschen Literatur zusammengestellt wurden. Zu nennen wäre vor allem die Posner Germanistik unter der Leitung von Jan Chodera (1915–1975). Siehe hierzu die entsprechenden Stellen in dem Band *Germanistik in Polen. Zur Fachgeschichte einer literaturwissenschaftlichen Auslandsgermanistik – 18 Porträts*, hg. von Wojciech Kunicki und Marek Zybara, Osnabrück 2011, v. a. S. 184–185, 196, 271–273. Im Gegensatz zu ihm stand Elida Maria Szarota in Warschau, der es um die Herausarbeitung eines differenzierten Polenbilds ging. Zu einer offenen Auseinandersetzung darüber konnte es aber aus politischen Gründen nicht kommen.

2 Elida Maria Szarota (Hg.): *Die Gelehrte Welt des 17. Jahrhunderts über Polen. Zeitgenössische Texte*, Wien, München, Zürich 1972, S. 41.

denn dort sei niemand wirklich beschlussfähig. Trotzdem lag ihm, dem guten Katholiken, sehr am Gedeihen Polens.

Die polnischen Gegebenheiten versuchte auch Christoph Hartknoch zu verstehen. Er ist ein an Aristoteles geschulter Gelehrter und möchte dessen Klassifizierung der Herrschaftsformen anwenden. Doch muss er in seiner Schrift über die Republik Polen von 1687 einsehen, dass man mit den aristotelischen Kategorien die *Respublica Polonica* nicht in den Griff bekommt, zumal sie im Laufe der Geschichte Wandlungen unterlegen war. Auch ein Vergleich mit der Republik Venedig erkläre wenig. Am Schluss zitiert er den berühmten Spruch „Polska nierządem stoi“ im Original, was in zeitgenössischer Übersetzung lautet: Polen wird durch Verwirrung regiert. Er will diesen Spruch aber nicht negativ verstanden haben. Der „Ruhm dieses glorreichen Volkes“ könne „nicht zunichte“ gemacht werden, schreibt er, denn es gäbe bei ihm keineswegs mehr Aufstände als bei anderen Völkern. Hartknoch zitiert am Ende sogar Korcińskis *Perspectiva Politica regno Polonico elaborata* von 1652, der diese Verwirrung zu preisen wusste.³ So kann nur ein Gelehrter aus der humanistischen Tradition sprechen, der sich der Vielfalt aller Erscheinungen bewusst ist und daher nicht alles unter feste Begriffe bekommen will. Aber er würde sich wahrscheinlich nicht so sehr für Polen interessieren, wenn es keinen allgemeinen politischen Diskurs gegeben hätte, in dem Autoren wie Bodin und Hobbes, um nur zwei führende Denker zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert zu nennen, die Anarchie als die größte Gefahr der Zeit an die Wand malten. Das mittelalterliche System der Balance zwischen den verschiedensten Kräften wurde mehr und mehr als zu aufwendig, zu wenig rational hingestellt. Am Ende galt Polen als das beste Beispiel für ein Land, das unregierbar sei. Dass die absolutistischen Nachbarn mit einem Land, in dem Wahlmechanismen und Autonomierechte – ich verwende absichtlich nicht den damals üblichen Begriff der Freiheit bzw. Freiheiten – gewahrt sind, eines Tages kurzen Prozess machen werden, ist für diejenigen, die einem zentralistischen Regierungsmodell anhängen, einleuchtend und sogar willkommen. Gleichzeitig kam für sie die Existenz der polnischen Adelsrepublik wie gelegen, denn damit stand ihnen ein ideales Negativbeispiel zur Verfügung. Es sollte nach den polnischen Teilungen so weit gehen, dass selbst Polen – bis auf wenige Ausnahmen – dieses Negativbild übernahmen und am Ende autoritäre Regierungsformen gut hießen. Sie wehrten sich allerdings oft dagegen, dass andere, Ausländer, ihnen dieses Bild vorhalten. Wenn diese zu einem solchem Bild gelangt sind, meinten und meinen sie immer noch, muss es aus einer bestimmten Absicht heraus geschehen sein, indem diese auf Bestellung eines bestimmten Herrschers bzw. seines Ministers schrieben, wie das beispielsweise Leibniz tat.⁴ Und prompt wird diesem vorgeworfen, er habe in seiner Polenschrift gar nicht das Wohl Polens im Sinn gehabt, denn sonst hätte er das *Liberum Veto*

3 Ebd., S. 129.

4 Er schrieb im Auftrag von Christian Boineburg, dem ehemaligen Minister des Kurfürsten von Mainz. Er sollte begründen, dass es am besten sei, wenn der Pfalzgraf Neuburger zum polnischen König gewählt werden würde.

verworfen. Als das einzig Erstaunliche an seinem sehr ausführlichen Text von 1669 wird die mathematische Methode angesehen,⁵ die bei näherem Hinsehen so mathematisch nun wiederum nicht ist. Leibniz geht einfach von einer Reihe von Prämissen aus, die bei der Wahl des polnischen Königs eingehalten werden müssten, wenn Polen als Staat erhalten bleiben soll. Dazu sei es notwendig, dass dieser frei von Bürgerkriegen bleibt und nicht zu Interventionen einlädt. Da sich Leibniz nur auf die ausstehende Wahl nach der Abdankung von Jan Kazimierz im Jahre 1668 konzentriert und an die Elektoren denkt, hütet er sich, eine Reform des Wahlverfahrens oder andere Reformen vorzuschlagen. Trotzdem ist diese Schrift keine einfache Auftragsarbeit. Sie ist ein wichtiger Beitrag zur Herausbildung eines neuen politischen Denkens. Drei Dinge fallen besonders auf: die Charakteristik der Eigenschaften, über die ein idealer Herrscher verfügen müsse; die Idee, dass alles politische Denken um die Erhaltung, Festigung und eventuelle Erweiterung des Staates zu kreisen habe; die Überzeugung, dass die Existenz der polnischen Republik für ein Gleichgewicht des europäischen Staatengefuges absolut notwendig sei. Ohne diese Existenz würden Russland und die Türkei das christliche Europa destabilisieren. Es ist bemerkenswert, wie geopolitisch und staatsbezogen Leibniz zu argumentieren vermochte. Der König gilt für ihn bereits als Diener des Staates und nicht als selbstherrlich absolut Regierender.

Versuche, den polnischen Staat zu reformieren, um sich gegen die zentralistisch regierten Nachbarn, Russland und Preußen, verteidigen zu können, gab es im 18. Jahrhundert nicht wenige. Sie wurden aber im Ausland erst wirklich bemerkt, als am 3. Mai 1791 in Warschau die erste Verfassung Europas – die zweite nach der amerikanischen – mit Billigung des Königs beschlossen wurde. Nicht wenige meinten, da sei der richtige Weg gefunden worden. So erklärte Christoph Friedrich Daniel Schubart in sehr direkter Weise angesichts des einsetzenden Terrors in Frankreich:

In Warschau hat man keinen Laternenpfahl zum Galgen gemacht, sah keinen Schädel eines ansehnlichen Mannes starräugig und blutröpfelnd auf Stangen herumtragen; da gibts keine Rotten, die gleich den Teufeln in Miltons Pandämonion über diejenigen Verderben rathsclagen, die nicht ihres Gelichters sind. In Warschau ist man vor Rasenden sicher, in Paris nicht.⁶

Und im *Politischen Journal nebst Anzeigen von gelehrtten und anderen Sachen* schrieb ein Anonymus nach der Annahme der französischen Konstitution im September 1791, dass

⁵ Über sie reflektiert beispielsweise ausführlich Waldemar Voisé in seinem Nachwort zu der polnischen Übersetzung des *Specimen demonstratonium politicarum pro eligendo rege Polonorum novo scribendi genere exactum* von 1669. Auf Leibniz' politische und staatsrechtliche Ansichten im Kontext der damaligen europäischen Diskussion geht er kaum ein. Auch Adam Kersten interessiert sich in seinem Vorwort zu dem Kapitel „Die Wahl Michael Korybut Wiśniowieckis“ in: Szarota (Hg.): *Die Gelehrte Welt des 17. Jahrhunderts über Polen*, S. 338 f., einzigt für die praktischen Umstände bzw. die realen Gegebenheiten zur Zeit der Wahl.

⁶ Christoph Friedrich Daniel Schubart: *Chronik 60. Freitags, den 29sten Julius 1791*, in: *Chronik. 1791. Zweites Halbjahr*, Stuttgart S. 500 f.

der polnische „dritte Mai“ durch die „Klugheit, Entschlossenheit und den Muth von Stanislaus August verewigt worden“ sei. Und er fügt enthusiastisch hinzu:

Eine neue Constitution von Polen, eine wahrhaft weise, der französischen Anarchie-Constitution ganz entgegengesetzte, ein Meisterstück der Staatsklugheit – war eher fertig, angenommen, beschworen, begründet, ehe auswärts nur ein Gedanke der Möglichkeit davon gewesen war. Polen bekam durch seine Constitution neue Kräfte, und eine ganz neue Existenz.⁷

Auch Johann Erich Biester, von 1783 bis 1791 Mitherausgeber und danach alleiniger Herausgeber der *Berliner Monatszeitschrift*, vergleicht in seinen 1791 verfassten *Briefen über eine Reise nach Polen und Preusen* die Veränderungen beim östlichen Nachbarn mit denen beim westlichen und gibt den gewaltlosen den Vorzug, obwohl er recht genau die Unvollkommenheiten der polnischen Verfassung sieht. Trotzdem bildet sie nach seiner Meinung einen Meilenstein in der Erkämpfung der Menschenrechte. Er nennt sie „eine der besten neuern“, welche „sich Völker, die ihre Konstitutionen umschaffen wollten, gebildet haben“.⁸

Ähnliche Reaktionen gab es auch in anderen Ländern. Unter den zahlreichen Stimmen ist die des großen scharfsinnigen Gegners der Französischen Revolution, Edmund Burke, im *Morning Herald* besonders bemerkenswert:

Hier [in Polen] war ein Zustand, der ein kühnes Unternehmen, einen verzweifelten Versuch zu Neuerungen, veranlassen, und rechtfertigen konnte. Aber auf was für eine Art ist dies Chaos in Ordnung gebracht worden? Die Mittel röhren die Einbildungskraft nicht lebhafter, als sie den Verstand befriedigen und dem sittlichen Gefühl schmeicheln. Wenn man diese Veränderungen betrachtet, so freut sich das menschliche Herz und erhebt sich: durch nichts wird es beleidigt, durch nichts beschämmt. Bis hierher ist es, wahrscheinlicher Weise, die reinste und unvermischtste Wohltat, die jehmals dem menschlichen Geschlechte widerfahren ist. Wir sehen Anarchie und Sklaverey zerstört, dem Throne Macht ertheilt das Volk zu beschützen, ohne seinen Freiheiten zu nahe treten zu können; die Kabale des fremden Einflusses vernichtet, indem der Thron erblich erklärt worden; und, was in der That in das angenehmste Erstaunen versetzt, wir sehen einen regierenden König, der alle Bemühungen, Geschicklichkeit, alle Künste der Ueberredung und der Intrigue, durch welche ergeizige Männer ihre eigene Familie zu vergrößern suchen, aus heldenmüthiger Liebe zu seinem Vaterlande zum Vortheil eines fremden Hauses anwendet. Zehn Millionen Menschen auf dem Wege, allmälig, also mit Sicherheit, für sich und für den Staat zur Freyheit zu gelangen, nicht von bürgerlichen und politischen Banden, sondern von wahrer politischer Sklaverey befreyt zu werden. Bewohner der Städte, bisher

7 *Übersicht des Jahres 1791. Politisches Journal nebst Anzeige von gelehrtten und anderen Sachen. Jahrgang 1792*, hg. von einer Gesellschaft von Gelehrten, Erster Band. Erstes Stück, Januar 1792, S. 10.

8 Zit. n. Gerard Kozięćek: *Das Polen des ausgehenden 18.Jahrhunderts in der deutschen Literatur und Publizistik*, in: *Germania Wratislaviensis XXXIV* (1978), S. 15–76, hier S. 23.

ohne Rechte, gegenwärtig mit dem Ansehen beliehen, welches den Verhältnissen dieses in der Bildung fortschreitenden Standes angemessen ist. Ein Adel, der unter die stolzesten, zahlreichsten und kühnsten des Erdbodens gezählt ward, und nunmehr nur die erste Stelle unter freyen und edeln Bürger einnimmt. Nicht ein einziger Mensch hat etwas verloren oder ist herabgesetzt. Alle, vom König bis zum Tagelöhner, haben in ihrer Lage gewonnen. Alles ist in seiner Stelle und in seiner Ordnung geblieben, aber alles ist in seiner Stelle und Ordnung verbessert. Und was dieser wunderbaren Begebenheit, dieser ungehörten Verbindung von Weisheit und Glück, noch die Krone aufsetzt: nicht ein Tropfen Bluts ist vergossen worden; keine Verrätherey, keine Gewaltthätigkeit, nichts von Künsten der Verläumdung, deren Wirkungen herber sind als das Schwerdt, keine Beleidigung der Religion, der Sittlichkeit, oder der Gewohnheit, kein Raub, keine Confiscation, kein Bürger geplündert, keine Gefangenschaft, keine Verweisung; alles ist mit einer Klugheit, einer Mäßigung, einer Einmüthigkeit, und Verschwiegenheit ausgeführt, dergleichen nie gesehen worden. Aber diese weise Führung hatte die wahren Rechte und das wahre Interesse der Menschheit zum Entzwecke. Glückliches Volk! Wenn es versteht so fortzufahren wie es angefangen! Glücklicher Fürst, würdig als der erste in einer Reihe von Patrioten und Königen zu glänzen, oder sie mit Ruhm zu beschliessen. Das große Gute was hier bewirkt worden, enthält den Keim aller künftigen Verbesserungen und einer vollendeten Staatsverfassung. [...].⁹

Die Zukunft sah anders aus, als sie Burke so enthusiastisch ausmalte. Die Verfassung konnte nicht wirksam werden, denn bereits ein Jahr später marschierten russische Truppen in Polen ein, um ihre Außerkraftsetzung zu erzwingen, da sie aus dem Geist der Französischen Revolution erwachsen sei. Es kam in der Folge zum Kościuszko-Aufstand und nach seiner Niederschlagung zur dritten Teilung Polens, d.h. zur Liquidierung des polnischen Staates.

Für Polen ist die 3.-Mai-Verfassung trotz alledem ein Symbol der Freiheit und des gewaltfreien Weges dorthin geblieben. Man kann sie im Sinne von François Furet als eine „geologische Schicht“ bezeichnen, die zwar „von späteren Ablagerungen zugedeckt ist“, aber „immer noch das Relief und die Landschaft prägt“.¹⁰ Es wäre ein Fehler anzunehmen, dass Polens Geschichte nur durch vergebliche Aufstände gekennzeichnet sei. Der Wille, das Land auf friedlichem Wege zu reformieren, ist im Grunde genommen viel dominierender gewesen.

Das Erstaunliche an der Verfassung vom 3. Mai 1791 war, dass sie von Adligen ausgearbeitet wurde und dass sich der König an ihrer Vorbereitung intensiv beteiligte und sogar zu ihrer Annahme durch den Sejm wesentlich beitrug. Es trat mit anderen Worten das Außergewöhnliche ein, dass eine herrschende Schicht, die *Schlachta*, bereit war, ihre

⁹ Edmund Burke: *Das Recht der Völker, ihre Staatsverfassungen willkürlich abzuändern, geprüft von Burke*, in: *Der neue Deutsche Merkur* 11 (1791), S. 255–257.

¹⁰ François Furet: *1789 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt a. M. 1980, §. 12.

Macht in Zukunft mit anderen Schichten zu teilen. Selbst Karl Marx erkannte die Einmaligkeit dieses Ereignisses, als er 1863/64 erklärte:

Mit allen ihren Mängeln erscheint diese Konstitution mitten in der russisch-preußisch-österreichischen Barbarei als das einzige Freiheitswerk, das Osteuropa je selbständig aufgerichtet hat. Und sie ging ausschließlich von der bevorrechteten Klasse, dem Adel aus. Die Weltgeschichte bietet kein andres Beispiel von ähnlichem Adel des Adels.¹¹

Während die 3.-Mai-Verfassung im innerpolnischen Diskurs immer wieder eine Rolle spielte, geriet sie international weitestgehend in Vergessenheit. In Polen selber lebte sie in allen Erneuerungsbewegungen fort. So auch 1980/81, als *Solidarność* entstanden war und in ähnlicher Weise wie 190 Jahre zuvor ein großes Reformwerk auf friedliche Weise anstrebte. Doch die damals herrschende Klasse, die sogenannte *Nomenklatura*, war zu Veränderungen, zu eigener Machtbeschränkung weder bereit, noch in der Lage. Sie zog es vor, mit Jaruzelski an der Spitze am 13. Dezember 1981 „Ordnung“ zu schaffen.

Unter den Deutschen gab es einen, der diese Maßnahme, die Einführung des Kriegszustandes, gut verstand: Bundeskanzler Helmut Schmidt. Er begriff sich durch und durch als Realpolitiker. Die entschiedenere amerikanische Reaktion auf die Ausrufung des Kriegsrechts in Polen legte er als ein typisches Beispiel von Medienabhängigkeit aus. Als er am 4. Januar 1982 mit Reagan zusammentraf, wunderte er sich, wie er in seinem Buch *Menschen und Mächte* von 1987 berichtet, dass die „Ereignisse in Polen“ für den amerikanischen Präsidenten „bei weitem das wichtigste Thema“ bildeten, obwohl es „vielelei Gesprächsstoff“ über anderes gegeben hätte. Aber das Fernsehen habe „in seiner Berichterstattung aus Danzig und Warschau“ eine so heftige Erregung in der amerikanischen Nation ausgelöst,¹² dass Reagan nicht anders – d.h. nicht so wie Schmidt – hätte reagieren können. Es wäre falsch gewesen, wenn Westeuropa den amerikanischen Embargowünschen gegenüber Polen gefolgt wäre. Das hätte „bei den freiheitsliebenden Polen Hoffnungen wecken [...] und sie verleiten [können], im Vertrauen auf amerikanische oder westliche Hilfe ihr Leben und jedenfalls ihre persönliche Freiheit aufs Spiel zu setzen [...].“¹³ Washington würde natürlich schnell „zu der Erkenntnis gelangen [...], die ganze dramatische Anstrengung sei aussichtslos. Man würde die Sache im Sande verlaufen lassen und durch ein neues fernsehgerechtes Thema ersetzen“. Er, Helmut Schmidt, wollte sich an „einer solchen würdelosen Inszenierung, die schließlich zu Lasten der polnischen Frei-

11 Karol Marx: *Przyzynki do historii kwestii polskiej. Rękopisy z lat 1863–1864. Beiträge zur Geschichte der polnischen Frage. Manuskripte 1863–1864*, Warszawa 1971, S. 154.

12 Helmut Schmidt: *Menschen und Mächte*, Bd. 1, Berlin 1987, S. 302.

13 Ebd., S. 306. – Sind die Polen tatsächlich so freiheitsliebend? Ist man dies, wenn man sich einfach über die Dummheit der Machthaber ärgert, die das Land ruinieren?

heitsbewegung, zu Lasten der Menschen gehen mußte, [...] nicht beteiligen.“¹⁴ Am Ende schreibt Schmidt in seinen Erinnerungen:

Ich habe hier die Kontroverse über die zweckmäßige „Antwort“ des Westens auf die Unterdrückung der polnischen Freiheitsbewegung deshalb so ausführlich geschildert, weil sie auf charakteristische Weise den möglichen Konflikt zwischen Fernsehdemokratie und politischer Ratio beleuchtet. Zwar hat sich in diesem Fall die Vernunft durchgesetzt; alle amerikanischen Maßnahmen wurden später ziemlich sang- und klanglos beendet, ohne daß die Lage in Polen sich grundlegend geändert hätte. Aber solche Konflikte können und werden sich wiederholen. Selbst in diesem Falle der Konfliktbeilegung durch gleitflugartige Revision des emotionalen Standpunktes hat sich die Ratio keineswegs auch im Bewußtsein der Beteiligten durchgesetzt. Weder das Gros der amerikanischen Medien noch die Administration haben sich eingestanden, daß die in Jalta vorgenommene Teilung Mitteleuropas in zwei Einflußsphären (oder in eine westliche Einflußsphäre und einen östlichen Machtblock) nicht durch Fernsehansprachen, große Gesten und anschließende kleine Maßnahmen aufgehoben werden kann.¹⁵

Die aktive Verurteilung der ‚Konfliktbereinigung‘ erscheint Schmidt als ein Zeichen der Ermunterung für weiteren Protest, der ihm, dem Rationalisten, sinnlos erscheint. Interessant ist an diesen Ausführungen, dass Schmidt hier von ‚polnischer Freiheitsbewegung‘ spricht, obwohl er überhaupt nicht an Freiheitsbewegungen glaubt. Es ist ein rhetorisches Einsprengsel, das ihm dazu dient, nicht als prinzipieller Gegner polnischer Souveränitätsbestrebungen zu erscheinen. Aber es geht ihm nicht um einen Polen- oder gar Freiheitsdiskurs, eine Verbindung, die wir vom 19. Jahrhundert her kennen, sondern um die Diskreditierung aller Bewegungen, die den Status quo in Frage stellen. Er scheute sich dabei nicht, ein Stereotyp einzusetzen: nämlich das der ‚freiheitsliebenden Polen‘. Dass es diese als solche gar nicht gibt, weiß er nur zu gut, er hätte ja Jaruzelski mit dazu rechnen müssen. Das Stereotyp dient ihm dazu, einen Diskurswechsel zu erzwingen bzw. den problembezogenen Diskurs, den über die Ewigkeit der Ordnung von Jalta, überhaupt zu desavouieren. Hiermit stoßen wir auf ein Problem: Stereotypen werden zumeist eingesetzt, um vom eigentlichen Diskurs, auf den sie verweisen, abzulenken (das Stereotyp ‚die polnische Adelsrepublik ist am Vetorecht zugrundegegangen‘ lenkt vom Diskurs über verschiedene Formen der Demokratie ab – heute heißt es, die UNO verfalls durch das Vetorecht der Großmächte in die Bedeutungslosigkeit; es ist nicht ausgeschlossen, dass man das auch einmal von der Europäischen Union sagen wird, sollte sie instabil bleiben).

Ein anderes Problem, das von der Stereotypenforschung kaum beachtet wird, ist folgendes: Hinter der Verwendung von Stereotypen verbirgt sich zumeist ein Diskurs, der zum herrschenden geworden ist, etwa Verwirrnis ist *eo ipso* etwas Schlechtes. Daher konn-

¹⁴ Ebd., S. 306.

¹⁵ Ebd., S. 313 f.

ten nicht nur das mittelalterliche Reich deutscher Nationen, die polnische Adelsrepublik, das komplizierte venezianische Wahlrecht, sondern auch die *Solidarność*-Bewegung zu Symbolen der Un-Ordnung, des drohenden Untergangs werden. Heute, wo neue komplizierte politische Gebilde, wie es die Europäische Union oder die UNO sind, geschaffen werden, beginnt man an mittelalterlichen Rechtskonstruktionen wieder Interesse zu finden. Plötzlich ist ein Urteil von der Art möglich: „In [ihrer K. S.] politischen Verfassung“ haben die ostmitteleuropäischen Staaten Polen, Ungarn und Tschechien „nicht nur keinen Entwicklungsrückstand aufzuweisen, sondern“ sie haben „darüber hinaus die spätmittelalterliche Verfassungsmodernisierung besonders ausgeprägt, dauerhaft in den Regionen tief verwurzelt institutionalisiert“. Professor Winfried Eberhard, den ich hier zitiere, meint, dass die „politische Nation‘ des Adels“ dort „sogar noch in der Umwandlung zur modernen Nation mitgewirkt und in Polen zwar nicht das politische System, aber doch die gesellschaftliche Elite bis nach dem Ersten Weltkrieg gebildet hat“.¹⁶ Es ist hier nicht der Platz, die Ausführungen Eberhards über die Entstehung einer „entpersonalisierten Staatsauffassung“, in der „Krone und Land als Angelegenheiten ihrer Repräsentanten, der Gemeinschaft des Landes“ galten und nicht mehr das „Eigentum des Herrschers [...]“ waren, ausführlich darzustellen.¹⁷ Vielleicht ist die Hartnäckigkeit, mit der sich polnische Bürger gegen die nicht aus der Rechtsgemeinschaft hervorgegangenen Herrschaftsformen gewehrt haben, zum Teil auch mit dieser Vergangenheit zu erklären, die in dem unerhörten Ereignis der Revolution von 1980/81 münden konnte.¹⁸ Sie gehörte nach Arista Maria Cirtautas zu den wenigen demokratischen Revolutionen, welche ein Land selber hervorgebracht hat. Sie vergleicht diese ganz im Sinne von Hannah Arendts Revolutionsauffassung – meine Gedanken hierzu habe ich einst in der Alten Synagoge in Essen ausgeführt – mit der amerikanischen und französischen.¹⁹ Ich komme hier von Polen zu einem allgemeineren Diskurs, dem Revolutionsdiskurs. Wer über Polen spricht, spricht zumeist auch über etwas sehr Aktuelles.

Auch Heinrich Heine hatte ein sehr zwiespältiges Verhältnis zu Polen. Auf die Polenbegeisterung der Deutschen oder besser der liberalen Süddeutschen 1831/32 reagierte er eher verstimmt. Man hat den Eindruck, die Sache kam ihm ungelegen. Er empfand sie als störend für seine Kunstberichte aus Paris und sein poetisches Schaffen.²⁰ Erst in dem 1840 publizierten Buch *Ludwig Börne. Eine Denkschrift* nahm er zur Polenfrage prinzi-

16 Winfried Eberhard: *Der spätmittelalterliche Ständestaat als Modernisierungsprozeß*, in: *Berichte und Beiträge des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas*, Leipzig 1996, S. 64–78, hier S. 65 f.

17 Ebd., S. 76.

18 Vgl. hierzu Norman Davies: *Boże Igrzysko: Historia Polski. / God's Playground: A History of Poland*, übersetzt von Elżbieta Tabakowska, Bd. 2, Kraków 1992, S. 797.

19 Karol Sauerland: *Hannah Arendt in polnischer Wahrnehmung*, in: *Treue als Zeichen der Wahrheit. Hannah Arendt: Werk und Wirkung*, hg. von Alte Synagoge. Essen 1997, S. 139–150.

20 Siehe die zweite Vorrede zum *Salon*.

piell Stellung.²¹ Der Aufstand der Polen, der ihn anfänglich begeistert habe, sei in Wirklichkeit eine schlecht vorbereitete und durchgeföhrte Unternehmung gewesen. Polen sei durch „Verwirrung und Unzuverlässigkeit“ zu Grunde gegangen, gleichsam durch eigene Schuld. Für die Begeisterung, die die Deutschen – d.h. die Nicht-Preußen – den durch ihre Städte ziehenden geschlagenen polnischen Revolutionären entgegenbrachten, hat er nur Spott übrig:

Die deutschen Mütter schlugen angstvoll die Hände über den Kopf, als sie hörten, daß der Kaiser Nikolas, der Menschenfresser, alle Morgen drei kleine Polenkinder verspeise, ganz roh, mit Essig und Öl. Aber am tiefsten erschüttert waren unsre Jungfrauen, wenn sie im Mondschein an der Heldenbrust der polnischen Märtyrer lagen, und mit ihnen jammerten und weinten über den Fall von Warschau und den Sieg der Barbaren ... Das waren keine frivolen Franzosen, die bei solchen Gelegenheiten nur schäkerten und lachten ... nein, diese larmoyanten Schnurrbärte gaben auch etwas fürs Herz, sie hatten Gemüt, und nichts gleicht der holden Schwärmerie, womit deutsche Mädchen und Frauen ihre Bräutigame und Gatten beschworen, so schnell als möglich eine Revolution zu machen ... zum Besten der Polen.²²

Mit einem Wort, so schlimm stand es mit der russischen Herrschaft auch wieder nicht. Und vor allem hätte man klüger vorgehen müssen, wenn man erfolgreich sein wollte. Heine warnt daher die Deutschen davor, aus bloßer Sentimentalität²³ im fremden Interesse und so spontan und undurchdacht wie die Polen eine Revolution zu entfachen. Prinzipiell stelle zwar jede Revolution „ein Unglück dar, aber ein noch größeres Unglück“ sei eine „verunglückte Revolution“.²⁴ Für die Deutschen habe die polnische Revolution immerhin auch einen Vorteil gehabt, fügt Heine seinen Ausführungen hinzu, nämlich den, dass sie den Russenhass ins deutsche Gemüt übertragen habe. Er werde in ihm fortwuchern und die Deutschen „mächtig vereinigen“, wenn „die große Stunde“ schlagen wird,

wo wir uns zu verteidigen haben gegen jenen furchtbaren Riesen, der jetzt noch schläft und im Schlafewächst, die Füße weitausstreckend in die duftigen Gärten des Morgenlands, mit dem Haupte anstoßend an den Nordpol,träumend ein neues Weltreich ... Deutschland wird einst mit diesem Riesen den Kampf bestehen müssen, und für diesen Fall ist es gut, daß wir die Russen schon früh hassen lernen,

²¹ Vgl. hierzu Heinrich Heine: *Ludwig Börne. Eine Denkschrift*, in ders.: *Sämtliche Schriften*, hg. von Klaus Briegleb, Bd. 4, München 1997, S. 7–143.

²² Ebd., S. 78.

²³ Am 24. Juli 1848 sollte der demokratische Abgeordnete Wilhelm Jordan in der Paulskirche erklären: „Polen bloß deswegen herstellen zu wollen, weil sein Untergang uns mit gerechter Trauer erfüllt, das nenne ich schwachsinnige Sentimentalität“, zitiert nach Siegfried Baske: *Die deutsch-polnischen Beziehungen im Großherzogtum Posen von 1831–1848*, in: *Die deutsch-polnischen Beziehungen 1831–1848: Vormärz und Völkerfrühling. XI. deutsch-polnische Schulbuchkonferenz der Historiker vom 16.–21. Mai 1978*, Braunschweig 1979, S. 48.

²⁴ Heine: *Ludwig Börne*, S. 78.

daß dieser Haß in uns gesteigert wurde, daß auch alle andren Völker daran Teil nehmen ... das ist ein Dienst, den uns die Polen leisten, die jetzt als Propaganda des Russenhasses in der ganzen Welt herumwandern. Ach, diese unglücklichen Polen! sie selber werden einst die nächsten Opfer unseres blinden Zornes sein, sie werden einst, wenn der Kampf beginnt, die russische Avantgarde bilden, und sie genießen alsdann die bitteren Früchte jenes Hasses, den sie selber gesät. Ist es der Wille des Schicksals, oder ist es glorreiche Beschränktheit, was die Polen immer dazu verdammt, sich selber die schlimmste Falle und endlich die Todesgrube zu graben ... seit den Tagen Sobieskis, der die Türken schlug, Polens natürliche Allierte, und die Österreicher rettete ... der ritterliche Dummkopf?²⁵

Polen ist nun nicht mehr das Land, das als erstes das Schicksal aller Nationen teilt, in einer brüderlich gesinnten, sich liebenden Welt aufzugehen, sondern ein Vorbote, die Avantgarde des großen Kampfes zwischen Deutschland und den westlichen Völkern einerseits und Russland andererseits, dem Gendarmen Europas, dem Despoten an sich. Polen hat die Deutschen und andere freiheitsliebende Völker den Hass, an dem die Sarmaten leider zugrunde gehen werden, gelehrt.

Dass Polen *ritterliche Dummköpfe* waren, versteht sich nach Heine von selber, denn im Grunde gehören sie alten Zeiten an, wo der Adel noch ein und alles bedeutete. Sie sind, wie es Heine ausdrückt,

ihrem heimatlichen Mittelalter entsprungen, und, ganze Urwälder von Unwissenheit im Kopf tragen, stürmten sie nach Paris, und hier warfen sie sich entweder in die Sektionen der Republikaner oder in die Sakristeien der katholischen Schule: denn um Republikaner zu sein, dazu braucht man wenig zu wissen, und um Katholik zu sein, braucht man gar nichts zu wissen, braucht man nur zu glauben. Die Gescheutesten unter ihnen begriffen die Revolution nur in Form der Emeute und sie ahnten nimmermehr, daß namentlich in Deutschland durch Tumult und Straßenauflauf wenig gefördert wird.²⁶

Um dieses harte Urteil etwas abzuschwächen, endet Heine seine Polenausführungen in *Ludwig Börne. Eine Denkschrift* mit den Worten:

Nein, Polen ist noch nicht verloren ... Mit seiner politischen Existenz ist sein wirkliches Leben noch nicht abgeschlossen. Wie einst Israel nach dem Falle Jerusalems, so vielleicht nach dem Fall Warschaus erhebt Polen sich zu den höchsten Bestimmungen. Es sind diesem Volke vielleicht noch Taten vorbehalten, die der Genius der Menschheit höher schätzt, als die gewonnenen Schlachten und das rittertümliche Schwertengeklirre nebst Pferdegetrampel seiner nationalen Vergangenheit! Und auch ohne solche nachblühende Bedeutung wird Polen nie ganz verloren sein ... Es wird ewig leben auf den rühmlichsten Blättern der Geschichte!!!²⁷

25 Ebd., S. 79 f.

26 Ebd., S. 80.

27 Ebd., S. 81.

Polen wollten verständlicherweise nicht zum Buchstaben oder einem Kapitel auf den Blättern der Geschichte herabgewürdigt – oder wenn man will – erhoben werden. Sie fragten vielmehr, welche Rolle ihnen in Zukunft zugewiesen werden könnte. Ich müsste an dieser Stelle auf Mickiewicz eingehen. Als ich in Mainz an einer Würdigung Heines zu dessen 200. Geburtstag teilnahm, hatte ich es mir nicht nehmen lassen, die Metaphern, die Mickiewicz für Polens und Europas Freiheitskampf erfand, der Sichtweise Heines gegenüberzustellen. Ich unterstrich auch, welch besondere Rolle Mickiewicz den Exilierten und Emigranten zuwies, die er Ritter der Freiheit oder auch Pilger nennt – in den 1970er und 1980er Jahren sprach man von Dissidenten –, welche dem Ziel der doppelten Freiheit, der des eigenen Volkes und der aller Völker, zustreben.

Als Polen 1918 wiederauferstand, d.h. wieder ein souveräner Staat wurde, musste dieser im Grunde genommen Vielvölkerstaat für westeuropäische Augen ein Unikum darstellen, waren doch die großen Vielvölkerstaaten, die k.u.k.-Monarchie und das osmanische Reich, gerade untergegangen. Wie Polen in dieser Zeit auf einen westlichen Beobachter wirkte, konnte man besonders deutlich an Alfred Döblins *Reise in Polen*, jenem literarischen Meisterwerk erkennen, das 1924 erschien und leider immer noch zu wenig Beachtung findet. Ich hatte es zu Beginn der achtziger Jahre gelesen, d.h. in der Zeit, nachdem der Kriegszustand in Polen eingeführt worden war. Ich behandelte es sofort in einer wissenschaftlichen Sitzung unserer Literaturabteilung. Wenn Döblin etwa im ersten Kapitel vom Zaun spricht, der die zum Teil schon abgetragene Alexander-Newsky-Kathedrale auf dem damaligen Sächsischen Platz umgab, so erinnerte uns das an den Zaun, der an dem gleichen Ort vom Jaruzelski-Regime gezogen worden war, um zu verhindern, dass sich dort Solidarność-Anhänger mit der Absicht versammeln, Blumen in Form eines Kreuzes an die Stelle hinzulegen, an der 1979 der polnische Papst gestanden hatte. Als Döblin im Herbst 1924 durch Polen reiste,²⁸ sollte dieser Zaun den Abriss der russisch-orthodoxen

²⁸ Über den Anlass der Reise schreibt Döblin Jahre später: „In der ersten Hälfte der zwanziger Jahre ereigneten sich in Berlin pogromartige Vorgänge, im Osten der Stadt, in der Gollnowstraße und Umgebung. Das geschah auf dem Landknechtshintergrund dieser Jahre: der Nazismus stieß seinen ersten Schrei aus. Damals luden Vertreter des Berliner Zionismus eine Anzahl Männer jüdischer Herkunft zu Zusammenkünften ein, in denen über jene Vorgänge, ihren Hintergrund und über die Ziele des Zionismus gesprochen wurde. Im Anschluß an diese Diskussion kam dann einer in meine Wohnung und wollte mich zu einer Fahrt nach Palästina anregen, was mir fremd war. Die Anregung wirkte in anderer Weise auf mich. Ich sagte zwar nicht zu, nach Palästina zu gehen, aber ich fand, ich müßte mich einmal über die Juden orientieren. Ich fand, ich kannte eigentlich Juden nicht. Ich konnte meine Bekannten, die sich Juden nannten, nicht Juden nennen. Sie waren es dem Glauben nach nicht, ihrer Sprache nach nicht, sie waren vielleicht Reste eines untergegangenen Volkes, die längst in die neue Umgebung eingegangen waren. Ich fragte also mich und fragte andere: Wo gibt es Juden? Man sagte mir: in Polen. Ich bin darauf nach Polen gefahren“. – Alfred Döblin: *Schicksalsreise. Bericht und Bekenntnis*, Leipzig 1980, S. 129. Leo Kreutzer meint, dass die Polen-Reise „auch Konsequenz und Ausdruck einer ästhetischen Entscheidung Döblins gewesen wäre. Wenn einst deutsche Dichter reisten, so zog es sie meist in den Süden, zum Hellen, Schönen. Döblins Reise in den Osten ist unter anderem eine bewußte Absage an die Tradition der italienischen Reisen und der ‚Augen-

Kathedrale umgrenzen. Zu unserer Überraschung fand er für diese Aktion Verständnis. Zwar wirke, schreibt er, das Ganze „erschreckend, unheimlich, finster beunruhigend“, man empfinde „etwas Schmerzlich-Ergreifendes, Rührendes im Anblick dieser Kirche, die einem Gott, einem doch tief geglaubten Gott, geweiht war, – und wie sie eben steht, zertrümmert man sie, als wäre sie böse.“²⁹ Aber es gehe hier darum, dass dieses Bauwerk vom zaristischen Statthalter nicht „als Kirche gedacht, gewollt“ war.

Da sollte eine Faust sein, eine ganz und gar eiserne, die auf den besten Platz der Stadt niederfiel und deren Kliniken man immer hören sollte. Diese Kirche war nicht zu übersehen. Das sollte noch mal ein Denkmal des Generals Paskewitsch sein. Was ist dieser Zaun? Der Käfig, das Gitter, hinter dem man ein Untier eingesperrt hat. Trauergefühl, Mitleid, aber ich kann der Lösung nicht widersprechen.³⁰

In den achtziger Jahren sollte der Zaun wieder einen Käfig markieren, einen solchen, hinter dem die kommunistischen Machthaber ein unsichtbares Wahrzeichen eingesperrt hatten: den Ort, wo 1979 der Papst mit einem Wort gefleht hatte: „Möge Dein Geist herabkommen und das Antlitz der Erde, dieser Erde erneuern“.³¹ Das wurde verstanden als: hier, wo der für den Papst errichtete Altar stand, wird sich von nun an das freie, nicht okkupierbare Polen befinden. Als am 13. Dezember 1981 der Kriegszustand von Wojciech Jaruzelski ausgerufen wurde, sprach man ja von einer Okkupation, wenn auch von einer hausgemachten, womit dieser Ort, an dem der Papst die denkwürdigen Worte in die Menge gerufen hatte, der einzige Platz des freien Polens wurde, weswegen hier verschiedenste Leute täglich ein Kreuz mit Blumen formierten, solange bis die Machthaber den Zaun errichteten, was allerdings im Endeffekt wenig half.

Hier und an anderen Stellen wurde das Lied und Gebet gesungen, das Döblin im ersten Kapitel anführt:

Gott, der du Polen so viele Jahrhunderte hindurch / Umgeben hast mit dem Glanze der Macht und des Ruhmes, / Der du es beschirmt hast mit dem Schild deiner Vorsehung / Vor Unglücksfällen, die es niederbeugen sollten: / Vor deinen Altären erheben wir unser Flehen, / Herr! gib uns das Vaterland, die Freiheit wieder.³²

blicke in Griechenland“. – Leo Kreutzer: *Alfred Döblin. Sein Werk bis 1933*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1970, S. 107.

29 Döblin: *Reise in Polen*, München 1987, S. 16.

30 Ebd., S. 16 f. Iwan F. Paskewitsch war ein russischer Feldmarschall, der von 1828 bis 1829 den Oberbefehl der russischen Armee im Kaukasus innehatte. 1831 warf er den polnischen Aufstand nieder und wurde zaristischer Statthalter im russisch besetzten Polen. 1849 besiegte er die von General A. Görgey angeführten aufständischen ungarischen Truppen bei der Schlacht bei Világos. Er war ein erklärter Feind aller liberalen und demokratischen Bewegungen. Polen versuchte er so weit wie möglich zu russifizieren.

31 Niech wstąpi du Twój i odnowi oblicze ziemi, tej ziemi.

32 Döblin: *Reise in Polen*, S. 43.

Und die Kirche spielte erneut die Rolle, wie sie Döblin für die älteren Zeiten schildert. Sie nahm die Flüchtenden auf und gab ihnen ihren Segen: „Von Straßen und Plätzen verjagt die Nationalität, der Stolz des Volkes, in die unnahbaren Kirchen.“³³ Und ganz außerordentlich gegenwärtig klang der Satz: „Die Bolschewiken kennen die Polen nicht. Es war falsch, militärisch in das Land zu fallen.“³⁴ Immerhin hatte so mancher 1980/81 mit einer sowjetrussischen Intervention gerechnet.

Döblin ließ uns jedoch nicht nur das Kontinuierliche, Sich-Wiederholende, die überraschende Aktualität des Vergangenen, sondern vor allem den Bruch, den radikalen Unterschied zwischen dem heutigen und damaligen Polen erleben, einem Polen, das man mittlerweile nur durch literarische Werke kennenlernen kann. Döblin führt uns – wie angedeutet – den Vielvölkerstaat Polen vor, in dem mehrere Sprachen gesprochen wurden, weswegen er schreibt: „Ich verzage rasch, weil ich die Sprache, nein die Sprachen des Landes nicht kann: Polnisch, Ukrainisch, Weißrussisch, Jiddisch, Litauisch.“³⁵ Einzig das Deutsche brauchte er nicht zu nennen. Er beherrschte es nicht nur, sondern diese Minderheit interessierte ihn auch nicht besonders, wenngleich er in Łódź mit einer gewissen hämischen Freude bemerkt, dass hier Juden und Deutsche als Minderheiten, als „Fremdvölker“³⁶ zusammenleben müssen. Aber insgesamt war er nach Polen gefahren, um ein authentisches Judentum kennenzulernen, ein Judentum, das im heutigen Polen zur Legende geworden ist.³⁷ Für Döblin ist die größte Überraschung, die er bei seiner Polenreise erfahren sollte, dass die Juden hier tatsächlich „ein Volk“ bilden.³⁸ Wer nur

33 Ebd., S. 42.

34 Ebd., S. 50. Es geht um den Feldzug der Roten Armee gen Westen, der im August 1920 in einer blutigen Schlacht bei Warschau gestoppt wurde. Sie wird in Polen das „Wunder an der Weichsel“ genannt.

35 Ebd., S. 47.

36 Ebd., S. 306.

37 Die polnische Germanistin Cecylia Zaluba endet charakteristischerweise ihren Artikel *Polen nach dem I. Weltkrieg in den Augen eines deutschen Schriftstellers* mit den Worten: „Obwohl die meisten Zeilen des Buches den Bräuchen, Sitten und der Religiosität des jüdischen Volkes, das damals in Polen lebte, gewidmet sind, können wir von unserem jetzigen Standpunkt aus feststellen, daß Döblin in vielem was unseren Staat betraf, Recht hatte, aber wir dürfen nicht übersehen, daß er mit manchen unreflektierten Aussagen dem polnischen Staat auch manchen Schaden bringen konnte.“ In: *Studia Germanica Posnaniensia V*, Poznań 1976, S. 29–35, hier auf S. 35. Sie wundert sich, dass Döblin nicht Spalier stehen wollte, als Piłsudski vorbeikommen sollte. Jeder andere deutsche Schriftsteller hätte sicher Piłsudski sehen wollen.

38 Döblin: *Reise in Polen*, S. 73. Max Brod erklärte gleich nach dem Krieg, das Ostjudentum stelle ein Volk dar; vgl. hierzu u. a. Klara Pomeranz Carmely: *Das Identitätsproblem jüdischer Autoren im deutschen Sprachraum. Von der Jahrhundertwende bis zu Hitler*, Königstein 1981; sowie Eva G. Reichmann: *Der Bewußtseinswandel der deutschen Juden*, in: *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916 bis 1923*, hg. von Werner E. Mosse, Tübingen 1971, S. 511–612. Insgesamt war die Ansicht, die Juden gäbe es als ein Volk, eine banale Erkenntnis, wie Hans Bloch in seiner Besprechung der *Reise in Polen* für die *Jüdische Rundschau* Nr. 31, 1926 hervorhebt. Der Satz „die Juden – ein Volk“ sei

Westeuropa kenne, wisse das nicht.³⁹ „Sie haben ihre eigene Tracht, eigene Sprache, Religion, Gebräuche, ihr uraltes Nationalgefühl und Nationalbewußtsein.“⁴⁰

Die Entdeckung des jüdischen Volkes geht jedoch einher mit einem Schrecken. Man fühlt sich an Heines erste Reaktion beim Anblick der polnischen Juden in Posen erinnert. Zu viele der Juden in Warschau seien „grausig zerlumpt“, müssten „herumstehen und warten, warten, warten“. Döblin versteht zwar die Ursachen ihrer Armut, aber nicht, warum sie, wie er beim Versöhnungsfest erlebt hatte, uralten Totenriten, wie ihm scheint, nachhängen. Das, was er sieht und hört, „durchschauert“ ihn. In dem Ganzen sei „etwas Grauenhaftes, zugleich Urnatürliches, Atavistisches“. Er fragt sich:

Hat das mit Judentum etwas zu tun? Das sind leibhafte Überbleibsel uralter Vorstellungen! Das Überbleibsel der Angst vor den Toten, der Angst vor den Seelen, die herumschweifen. Ein Gefühl, den Menschen dieses Volkes überliefert mit ihrer Religion. Es ist der Rest einer anderen Religion, Animismus, Totenkult.⁴¹

Auch das Laubhüttenfest, das dem Andenken an die vierzigjährige Wanderschaft der Juden durch die Wüste und an die Hütten, mit denen sie hatten Vorlieb nehmen müssen, diente, sowie der Besuch des großen chassidischen Rebbe in Góra Kalwaria, wo er den Eindruck hat, „unter eine exotische Völkerschaft geraten“ zu sein,⁴² berühren ihn unangenehm. Das Gedränge beim Rebbe, dem Zadik, kann er nicht ertragen, er will weg und ist froh, als er den Bahnhof sieht.⁴³ Auf dem Rückweg hört er sich im Zug „jiddische Spottlieder auf die Rebbes“ mit Freude an.⁴⁴ Er will offensichtlich Abstand zu allem Jüdischen gewinnen, aber dann lässt er sich auch gern das in Góra Kalwaria Gesehene von einem chassidischen

für uns Zionisten „fortentwickelt bis zur Zerfaserung, aber das sei nicht das Wichtigste, denn nie ist das jüdische Volk der Gegenwart mit solcher Kraft der Impression aufgezeichnet worden.“ In: *Alfred Döblin im Spiegel zeitgenössischer Kritik*, hg. von Ingrid Bode und Ingrid Schuster, Bern, München 1973, S. 166.

39 Hans Bloch schreibt in seiner Besprechung: „Es ist sehr wichtig, daß Döblin zu den Juden gefahren ist. Denn wir haben ein großes Interesse daran, daß dieses Volk entdeckt wird – nach Chinesen, Mexikanern, Eskimos und anderen Exoten auch dieses Volk. Die Westeuropäer müssen es entdecken, wie sie nach vielen Ungezieferwitzten selbst den Balkan entdeckten, und die Westjuden müssen es entdecken, trotz der großen scheuen Furcht vor dem Gespenst im Hause. Wir können mit Western sagen, was er sieht, er ist mutig und reinen Herzens. Es ist wichtig, daß er die Juden entdeckt hat und Bericht gibt“. In: *Alfred Döblin im Spiegel zeitgenössischer Kritik*, S. 164.

40 Döblin: *Reise in Polen*, S. 73.

41 Ebd., S. 92 f.

42 Ebd., S. 103.

43 Ebd., S. 109.

44 Ebd., S. 108.

Juden erklären, um sich dann selber die Frage zu beantworten, wie „das demokratische Volk zu den Heiligen“ komme:

Ein alter Rest: das Reich ist zerfallen; das Gerüst, an das man sich hält, ist Religion und Kult, und ihr Hauptträger der Rabbi. Es ist aus dem Nationalen zu verstehen; das sind die Führer, Könige, Herzöge, Fürsten. Und sie haben auch wirklich geherrscht bis ins vorige Jahrhundert. Das ist aber nicht alles. Die Juden schleppen Mittelalterliches mit sich fort. Sie haben ihre Thora, ein einziges Buch, aber Magisches und Zaubertraum laufen anonym nebenher. Das ähnelt dem Buddhismus, der Eigenes lehrt, daneben eine alte Götterwelt bestehen lässt. Den jüdischen Führern, den geistlichen Fürsten wird hinterrücks vom Volk diese illegitime Zaubergabe beigelegt. Besonders lebhaft von dem Augenblick an, wo der mystische Chassidismus die Magie neu gebiert. Da werden die Magiker Fürsten, werden Rebbe; das Blättchen hat sich gedreht. Und jetzt noch sind die Rebbedynastien da – ihre große Zahl ist vorbei –, in denen sich eine geheimnisvolle Auserwähltheit forterbt.⁴⁵

Doch das Kapitel endet mit der Anführung von zwei Tischreden, die der Vater des Gorer Rebbe gehalten hatte. Die Klage vom Mittelalterlichen ist plötzlich vergessen.

Eine ganz andere, „sehr mutige Judenschaft“, ⁴⁶ die europäisch gekleidet ist, ohne ihr Judentum aufgegeben zu haben, trifft er in Wilna an. In seinem Urteil über sie wiederholt er eine Meinung, die Theodor Behr in der Zeitschrift *Der Jude* kurz nach dem Friedensschluss in Brest-Litowsk dargelegt hatte. Er schreibt u.a. über das litauische Judentum:

Seine geistige Regsamkeit, sein für europäische Verhältnisse unerhörter Bildungsdrang sind sprichwörtlich. Der litauische Jude, fest verwurzelt in den besten Traditionen des Judentums, bildet den erfreulichen Typus des aufrechten, mit allem Jüdischen eng verwachsenen, seiner Zugehörigkeit zu seinem Volk stolz bewußten Juden, der freigeblieben ist von der Verkettung in eine erstarrte Orthodoxie, wie sie mit so furchtbarer Gewalt auf der polnischen Judenheit lastet. Es weht etwas Fröhliches, Lebendiges durch jedes litauische Judenstädtchen, und während man immer wieder vor der Fülle des jüdischen Wissens staunt, bewundert man eine rege Fähigkeit in den Dingen des Tages, eine besondere Gestaltungskraft, eine Fülle des Organisationsvermögens, das man bei den polnischen Juden so schmerzlich vermißt.⁴⁷

⁴⁵ Ebd., S. 110.

⁴⁶ Ebd., S. 118. Ich verstehe nicht, wie Klaus Schröter erklären kann: „Daß Döblin von Anfang der Reise bis zum Schluß vor Juden und Jüdischem erschrickt, durch ihren Gang, ihre Haltung und Sprachgebärden abgestoßen ist und dergleichen mehr, erwähnen wir nicht weiter.“ Klaus Schröter: Zu Alfred Döblins *Reise in Polen*, unternommen Ende 1924, in: *Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Polenbildes 1848–1939*, hg. von Henrik Feindt, Wiesbaden 1995, S. 165–174, hier S. 173. Man hat den Eindruck, dass er nur den Anfang gelesen hat.

⁴⁷ In: *Der Jude*, 1918/1919, S. 2 f.

In Wilna gewinnt Döblin auch einen tieferen Einblick in den Streit zwischen den „Hebraisten“ und „Jiddischisten“. Nachdem er sich die recht einleuchtenden Argumente für den Unterricht in Hebräisch und gegen den in Jiddisch angehört hat, kommt er zu dem umgekehrten Schluss: Die eigentliche Volkssprache der Juden im Osten sei das Jiddische. Wenn er hebräisch reden höre, klinge es ihm so, „als wenn man in Deutschland französisch“ spräche.⁴⁸ Dagegen hätten die jiddischen Gedichte, die Kinder in einer jiddischen Mädchenschule aufsagten, einen „ganz altdeutschen Ton“. Es sei im „jüdischen Volk gewachsen“. Man sehe, die „Jiddischisten“ wollen die im Volke fortlebenden Reichtümer nicht aufgeben, während die „Hebraisten“ vor allem an den irdischen Reichtümern hängen würden. Die ersten seien daher die wahren Vertreter der orientalen Tradition, d.h. einer Tradition, die sich in einer intensiven Pflege „der schriftlichen Hinterlassenschaften entfernter Vorfäder“ ausdrücke. Es sei also falsch, ausschließlich von einem Gegensatz zwischen Mittelalter und Neuzeit, der sich im Ostjudentum abspiele, zu sprechen, sondern man müsse gleichzeitig sehen, dass es hier auch um den Gegensatz zwischen dem Orient und Okzident, zwischen Verankerung im Religiösen, Geistigen und moderner weltlicher Politik gehe. Er erkennt gleichzeitig immer deutlicher, dass die Ostjuden keineswegs eine in sich geschlossene Einheit bilden, weder im Religiösen noch im Sozialen, dem er größte Aufmerksamkeit schenkt.

Erstaunlich ist, dass Döblin in Lublin, der Station nach Wilna, nicht bereit ist, die Juden gegenüber den Polen, die hier eine Minderheit waren, in Schutz zu nehmen. Bei den Gemeinderatswahlen hatten die orthodoxen Juden die absolute Mehrheit errungen. Danach geriet der Gemeinderat in einen „Konflikt mit der Regierung, weil von seinen Mitgliedern über die Hälfte nur jiddisch sprach. Die Regierung verlangte, wenigstens der Vorsitzende sollte polnisch sprechen. Aber als er es versuchte, gab es Tumult, und das war die letzte Sitzung.“⁴⁹

Der Gemeinderat wurde aufgelöst. Döblin scheint den polnischen Behörden Recht zu geben. Überhaupt behagt ihm Lublin nicht besonders. Er empfindet hier eine zu große Provinzialität, was ihn allerdings nicht zu zurückhaltenden Urteilen veranlasst, denn gerade die Lubliner Juden bilden den Ausgangspunkt für eine generelle Charakteristik der Ostjuden: Sie

sind wirklich scharf, man darf sich vor ihnen nicht gehenlassen, sie sind mit Wonne polemisch und überlogisch. Das Formale liegt ihnen. Sie verhalten sich aber intensiv ablehnend gegen Fremdes, und das entspringt ihrer Abschließung. Sie lehnen ab und können auch nicht annehmen; sie sind blind; ihnen fehlt die Einsicht in viele Dinge und Zusammenhänge. Es ist etwas Plumpes und durchaus Bäuerliches, Bäuerisches. – Noch nach ihrer „Emanzipation“ haftet das an ihnen.⁵⁰

48 Döblin: *Reise in Polen*, S. 140.

49 Ebd., S. 174.

50 Ebd., S. 176.

Eine solche Charakteristik hatte man, wie gesagt, nach dem Wilnaer Kapitel nicht erwartet.

Von Lublin begibt sich Döblin nach Lemberg, d.h. in jenen Teil Polens, der während der Teilungen unter österreichischer Oberhoheit stand. In diesem Ort leben drei Völker

zusammen, nebeneinander: Polen, die Stadt beherrschend, aufmerksam, lebendig, die Besitzer, – Juden, vielwärtig, versunken und abweisend, oder mißtrauisch, sich wehrend, rege, zum Leben erwacht, – Ukrainer, unsichtbar, lautlos hier und dort, zurückhaltend, jähzornig, gefährlich, traurig, die Spannung von Verschwörern und Aufrührern um sich.⁵¹

Für die ukrainischen Ansprüche zeigt Döblin großes Verständnis, denn

Bedrücktsein, Fremdsein im eigenen Lande – ich fühle es scharf, wie ich hier herumwandere –, ist das Gräßlichste, was es gibt. Freiheit ist der allernötigste „Alltag“! Freiheit ist keine politische Phrase, sondern real und notwendig wie die Luft, unter der man zu leben hat, wichtiger als Landstraßen und ausgetrocknete Sumpfe. Versklavte Menschen und die sich so fühlen sind sterbende Menschen, erstickende Menschen; ihnen nützen die Landschaften nichts.⁵²

Die Polen wüssten „das alles aus ihrer eigenen Geschichte“, aber sie würden dieses Wissen zu wenig auf die Anderen anwenden.

Döblin lässt sich das Wesentliche von der ukrainischen Kultur, insbesondere der Dichtung, von Taras Schewtschenko und Iwan Franko, erzählen. Zu seiner Überraschung können seine ukrainischen Gesprächspartner gut deutsch, besser als die Polen. Sie haben diese Sprache aus „Sympathie für Deutsches und Deutschland“ gelernt, während aus vielen ein „schrecklicher, blinder, dumpfer Haß, ein ganz animaler Haß auf die Polen“ spritzt.⁵³ Die Stadt läge dadurch „in den Armen zweier Gegner“. Am Ende kommen Döblin jedoch diese ganzen nationalen Kämpfe sinnlos vor, denn es gäbe ja noch andere, wichtigere Gemeinschaften als Nationen, etwa die der „Arbeitermassen“ oder die der „wirklichen Christen“. Nationen würden gerade von solchen Gemeinschaften „zerklüftet“, was die Vorkämpfer der nationalen Unabhängigkeit übersehen. Sie tun so, als sei gerade die Nation eine homogene Gemeinschaft.

Die sich anbietende Alternative „Vereinigte Staaten von Europa“ klinge „utopisch“, bekennt Döblin, und trotzdem gäbe es sie bereits, was man an der Ossolineum-Sammlung erkenne, mit der zwei polnische Adlige, Graf Ossoliński und Fürst Lubomirski, einen Grundstock für eine Art Nationalbibliothek, die Sammlung von etwa 700.000 Büchern zu Beginn des 19. Jahrhunderts geschaffen hatten. Hier sehe man, „wie kollektiv wir sind“, dass es schon „längst ein gemeinsames Gehirn“ – gleichsam ein europäisches – gibt. Aber,

⁵¹ Ebd., S. 205.

⁵² Ebd., S. 194.

⁵³ Ebd., S. 191.

wirft Döblin ein, der „Organismus ist nicht angepaßt an das Gehirn. Der menschliche Körper ist zerfasert, und ein Teil tut dies, ein Teil dies.“⁵⁴

Wie zerfasert wir und Europa überhaupt sind, sollte Hans Magnus Enzensberger über vierzig Jahre später in *Ach Europa!* zeigen. Und zerfasert ist für ihn auch das Polen, welches er im Herbst 1986 erlebte. Es war für mich und einige meiner Mitarbeiter ein denkwürdiger Aufenthalt. Ich hatte in letzter Minute bewirken können, dass er nicht von einem braven Guide in Diensten der Sicherheit, der polnischen Stasi, „fachmännisch“ begleitet wurde. Enzensberger war, wie sich herausstellte, zu einem offiziellen Poesie-Festival angereist, an dem kein bedeutender polnischer Lyriker teilnahm. Jaruzelski und Rakowski, den er unbedingt sehen wollte, bewunderte er insgeheim. Aber im Grunde genommen wollte er sich nicht über Politik auslassen, sondern den Alltag studieren, so wie er es anderswo an den Rändern Europas getan hatte – auch in Ungarn. Ich war entsetzt. „Herr Enzensberger“, sagte ich ihm, „Sie befinden sich in einem geschichtsträchtigen Land“. Ich war, muss man hinzufügen, überzeugt, dass sich hier ein Stück Zukunft abspielt. „Hier“, setzte ich fort, „kommen Sie mit dem gesunden Menschenverstand, den Sie so verteidigen, nicht zurecht. Mit ihm lässt sich das, was sich hier tut und tun wird, nicht erfassen.“ Wir trafen uns während seiner Polenreise oft, und am Ende waren wir zerstritten.

Eines Tages schickte er mir sein Buch mit einem Kärtchen: „Mit herzlichem Dank für ihre gastfreundschaft und mit der bitte um nachsicht“. Nur das Wort Dank war groß geschrieben. Ich brauchte lange, bis ich mich zur Lektüre seines Buches *Ach Europa!* entschloss. Am liebsten hätte ich es sein gelassen, doch ich musste ihm auf das versöhnlich klingende Kärtchen antworten. Ich weiß nicht, was ich ihm geschrieben habe. Ich weiß nur, dass ich bei der Lektüre seine Schreibtechnik bewunderte. Ich kannte so gut wie jedes Detail, das er erlebt hatte und das er hier beschrieb, aber alles war so kunstvoll durcheinander gewürfelt, dass ich an Heines *Harzreise* denken musste, über die ich in den siebziger Jahren einen ausführlichen Artikel verfasst hatte. Enzensberger hatte alles literarisiert, auch meine Person und meine Sätze, die ich hie und da wiedererkennen konnte. Wie bei Heine war das Ganze voller Ironie. Enzensberger ist allerdings liebenswürdiger als dieser. Er hatte ja auch Döblins *Reise in Polen* gelesen, aus der er – neben Georg Brandes und Kazimierz Brandys – zitiert. Die Ironie betraf auch ihn selber, besonders seinen „gesunden Menschenverstand“, dessen Wert ich bis ins Philosophische hinein bezweifelt hatte. Enzensberger war am Ende zu dem Schluss gekommen, dass sich in Polen das Politische nicht umgehen lässt, es hier zu keiner Normalisierung im Sinne von Jaruzelski kommen wird. Natürlich lässt er seine Gesprächspartner von der Furcht erfassen, dass in einem, wie wir heute sagen, postkommunistischen Polen anarchische Zustände herrschen werden, und es für Europa zu provinziell sein wird. Ryszard Kapuściński sagt ihm sehr klug, was er wahrscheinlich im O-Ton wiedergibt:

54 Ebd., S. 217.

Die Intelligenz, eine relativ schmale Schicht wurde von den Deutschen und Russen liquidiert [...] Die Juden wurden fast völlig ausgelöscht. Es ist ein Wunder, daß es heute so etwas wie eine Intelligenz gibt. – Kurzum, was uns fehlt, sind nicht die Fabriken, es ist nicht einmal in erster Linie Kapital. Es ist eine Führungsschicht im europäischen Sinn des Wortes.⁵⁵

Erst heute wissen wir, wie wahr dieses Urteil ist. Damals meinten wir, es stehe um Polen glänzend. Hatten wir doch eine westlichere Ausbildung genossen als die Akademiker in allen anderen realsozialistischen Staaten.

Enzensbergers Bild von Polen wirkt auf junge Leute, unsere Germanistikstudentinnen und -studenten bedrückend, zu grau in grau. Sie möchten es farbiger haben. Sie meinen, in einem neuen Jahrhundert zu leben – das 20. hat ja kurz gewährt: von 1914 bis 1989 –, aber es lohnt sich auch für junge Leser, Enzensbergers Eindruck als Warnung zu verinnerlichen: Provinzialität droht nach wie vor, es muss viel getan werden, wenn sie überwunden werden und wenn es nicht wie Enzensbergers Polenkapitel mit einem matten Murmeln enden soll.

1988 reiste Horst Bienek mit dem Filmemacher Stanisław Krzemiński durch Oberschlesien, um sich das anzuschauen, was er in seiner Tetralogie aus der Erinnerung heraus dargestellt hatte.⁵⁶ Ich kannte sie gut, sie vermittelte mir allerdings kein neues Bild von Polen, sondern ein Bild von dem Verhältnis der deutschen Oberschlesier zu ihren Nachbarn. Aber tief in Erinnerung bleibt mir, als mich Horst Bienek nach seiner Oberschlesienseite in Warschau mit den Worten begrüßte: Weißt Du, Karol, es ist doch erschütternd, wenn man erlebt, dass sich ein Ort überhaupt nicht verändert hat, dass er noch genauso aussieht, wie man ihn in der Kindheit erlebt hat. Zum Ende seiner *Reise in die Kindheit* schreibt Bienek bekanntlich: „Wir klagen im Westen darüber, wie sehr unsere Städte nach dem Krieg ihr Gesicht verändert haben, mit Recht. Aber schlimmer ist es, wenn sich überhaupt nichts verändert. Dann gibt es nur Erstarrung, eine Versteinerung, eine Lähmung, die auch die Menschen ergreift. Die Zeit tritt auf der Stelle, die Geschichte, das Leben“⁵⁷ Dies hat mir sehr zu denken gegeben. Ich möchte nie dorthin zurückkehren, wo ich vor langer Zeit schon einmal war, denn ich befürchtete, dass die Veränderungen meine alten Eindrücke übermalen werden, sodass mir meine schönen oder auch weniger schönen, jedoch bemerkenswerten Erinnerungen verloren zu gehen drohen. Und es gelang mir auch, die Orte der Kindheit und Jugend nicht wieder zu besichtigen, abgesehen davon,

⁵⁵ Hans Magnus Enzensberger: *Ach Europa! Wahrnehmungen aus sieben Ländern*, Frankfurt 1987, S. 353 f. Über die Leute der Partei, die sogenannten Kader, sagte Kapuściński: „es ist doch klar, daß sie über keine wie auch immer ausgeartete kulturelle Ausrüstung verfügen, über keine Begriffe, keine Perspektiven, keine Aspirationen, die über das Bedürfnis hinausgehen, Karriere zu machen. Sie sind unwissend und brutal. Im besten Fall verfügen sie über eine gehörige Portion Schlauheit.“ – Ebd., S. 354.

⁵⁶ Sie drehten beide den Dokumentarfilm *Gliwitzer Kindheit* (30'). Siehe auch: <http://www.amok.gliwice.pl/page.php?page=movie&id=1170> (letzter Zugriff: 12.12.2011).

⁵⁷ Horst Bienek: *Reise in die Kindheit*, München 1988, S. 179.

dass es zu viele waren, aber nie fiel mir ein, einer der Orte könnte sich so gar nicht verändert haben.

Bienek hat es sich nicht nehmen lassen, seiner Bemerkung über die Erstarrung einen Absatz hinzuzufügen, für den ich 1988 sehr dankbar war, denn er gab auch meine Gefühle wieder:

Die Menschen hier spüren es. Seit dem Kriegsrecht, seit Dezember 1981, ist es noch schlimmer geworden. Sie sehen keine Veränderung, keine Entwicklung, keine Perspektive. Ich spüre in ihren Worten mehr Skepsis als sonst, in ihren Gedanken mehr Zögern, in ihren Bewegungen mehr Langsamkeit. Schlimmer als die furchtbarste Veränderung ist: keine Veränderung.⁵⁸

Schon in *Beschreibung einer Provinz*, als er in seinem Tagebuch den Verlauf seiner Arbeit an der oberschlesischen Tetralogie festhielt, hatte Bienek mit Polen gelitten. Ihm war die Zerschlagung der *Solidarność*-Bewegung mit der Einführung des Kriegszustands durch die Jaruzelski-Clique äußerst nahe gegangen. Beeindruckend ist jene Notiz:

Ich kann mich nicht den ganzen Tag über mit der Lage in Polen beschäftigen, Nachrichten hören und sehen (in beiden Programmen und in Ö1), und dann, abends, an die Schreibmaschine gehen und über das Jahr 1945 in Oberschlesien schreiben – diese Provinz, die jetzt Gorny Slask heißt und in der gerade Einheiten der Zomo die Zeche Wujek stürmen, während die Arbeiter skandieren GESTAPO GESTAPO. Ich kann nicht so tun, als ob das zwei verschiedene Welten wären.⁵⁹

Die Spezialeinheiten ZOMO hatten am 16. Dezember 1981, drei Tage nach Einführung des Kriegsrechts, beim Sturm der Grube Wujek, die von streikenden Arbeitern besetzt worden war, neun Bergleute erschossen und einundzwanzig verletzt. Der Prozess gegen die Täter zog sich nach 1989 zwei Jahrzehnte hin. 2008 wurden im dritten Prozess vierzehn Polizisten und zwölf Mitglieder der Spezialeinheiten zu geringen Gefängnisstrafen verurteilt. Aber im Grunde genommen ist der Prozess bis heute noch nicht abgeschlossen, denn der Hauptverantwortliche, der damalige Innenminister Czesław Kiszcak, versucht, alle Schuld von sich zu weisen.

Horst Bienek hatte mir sein Buch *Beschreibung einer Provinz* über diplomatische Kanäle mit einer Widmung zukommen lassen. Er gehörte zu den wenigen westdeutschen Schriftstellern, die sich durch die *Solidarność*-Bewegung mit ihren nationalen und katholischen Wahrzeichen nicht irritieren ließen, sondern in ihr eine eindeutige Freiheitsbewegung sahen. So hält er der Bemerkung von Peter Weiss aus dessen *Notizbüchern*: „Ich hatte das einzige Verhältnis zu diesem Land, das man haben kann, ein gestörtes ...“ entgegen, wie er in München die Tage nach der Ausrufung des Kriegszustands in Polen miterlebt: „Nicht gearbeitet, wieder nur Nachrichten gehört und gesehen. In der Akademie der

58 Ebd., S. 180.

59 Bienek: *Beschreibung einer Provinz*, München 1983, S. 237.

Wissenschaften in Warschau, wo Professoren und Studenten ein Protestmeeting abhalten wollten, wurden dreihundert Leute verhaftet. Die anderen sollen gerufen haben: „Faschisten, Gestapo!“⁶⁰ Höchstwahrscheinlich fühlte er sich auch an die Zeit erinnert, als er Teilnehmer der Protestaktion in Workuta war, die von den sowjetischen Sicherheitskräften blutig niedergeschlagen wurde.

Im Oktober 1989, dem Wendejahr, reiste der Schweizer Autor Reto Hänni nach Polen. Es sollte eine Lesereise werden, aber ein Kollege hatte ihm in letzter Minute ins Ohr geflüstert, er möge doch seine Erlebnisse für etwas Größeres niederschreiben, was er auch tat. Zwei Jahre später legte er das Buch *Am Boden des Kopfes. Verwirrungen eines Mitteleuropäers in Mitteleuropa* vor. Es ist wohl das Umfassendste, was über Polen in literarischer Form entstanden ist. Der Autor lässt sich von zwei Berichten leiten: von Döblins Polenreise und von den Aufzeichnungen des polnischen Autors Kazimierz Brandys, die in Deutschland unter dem Titel *Warschauer Tagebuch. Die Monate davor, 1978–1981* erschienen waren. Beide nennt er seine Baedecker.⁶¹ Aber es ist erstaunlich, wieviel Hänni an polnischer Literatur gelesen hat und wieviel er davon in seine größtenteils kunstvoll geformten Bandwurmsätze einarbeitete. Besonders Zbigniew Herbert, Czesław Miłosz, Stanisław Ignacy Witkiewicz und Bruno Schulz hatten es ihm angetan. Letzteren ahmt er sogar stellenweise in seinem skurrilen Stil und seiner skurrilen Sicht der Dinge nach, etwa in der Beschreibung der Thorner Wohnung, in der er von zwei Damen, einer Germanistin an der Nikolaus-Copernikus-Universität und ihrer Mutter – in meiner Anwesenheit – noch und noch genötigt wurde, die selbst verfertigten Speisen und alkoholischen Getränke zu sich zu nehmen.

Im Nachhinein kann man dieses Buch als einen Wenderoman lesen. Eine Generation, die diese Zeit nicht miterlebt hat, weil sie noch zu jung war, erfährt, wie unklar die Zukunft aussah, einerseits wirtschaftlich (der Kapitalismus, oder besser: freie Markt als die einzige Alternative – „Ohne Zweifel, es gibt Diktaturen mit freiem Markt, aber keine Demokratie ohne freien Markt“, bemerkt der Erzähler),⁶² andererseits politisch. Was mag aus diesem Teil Europas, Mitteleuropa genannt, werden – zumal die deutsche Wiedervereinigung droht, fragt sich der Erzähler. Er selber fühlt sich als Schweizer wie ein Mitteleuropäer, was wohl heißen soll, als Bürger eines Staates, der im Grunde genommen nur am Rande der europäischen Ereignisse agieren kann und irgendwie bestehen muss. Auch Polen dürfte sich bald „in einer äußerst unkomfortablen Lage wiederfinden“, lesen wir in dem Buch. „Statt eine Brücke zwischen Ost und West darzustellen“, wird es sich „einmal mehr zwischen Stuhl und Bank, in der Rolle des Paria“, befinden.⁶³ Es droht, dass es von

60 Ebd.

61 Reto Hänni: *Am Boden des Kopfes. Verwirrungen eines Mitteleuropäers in Mitteleuropa*, Frankfurt a. M. 1993, S. 54.

62 Ebd., S. 211.

63 Ebd., S. 138.

deutschem Kapital aufgekauft wird. Was nicht durch militärische Aktionen gelang, könnte auf friedliche Weise erfolgen, erklärt der Erzähler.

Dieser spielt mit seinem intelligenten, etwas eigenwilligen polnischen Begleiter Janusz, mit dem er in einem fortwährenden Dialog steht, die verschiedensten möglichen Szenarien durch. So sagt er an einer Stelle: „[W]er das großmaulige Gerede von einem Europäischen Wirtschaftsraum sowie das leidige Starren auf die EG und deren egoistische Geldscheffelei, gar aus der Position des ausgezehrten Kaninchens vor der Schlange, jedoch satt habe“ – denn, fügte Hännny in Paraphrase hinzu, „wo jede Spur einer ursprünglichen Idee kleinlichen Interessen gewichen, besetze nach der Emanzipation vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation in eben den gleichen Staaten nun das Gerangel um die raschstmögliche Integration ins Heilige Römische Reich Europäischer Nation die Köpfe“ – ein Synonym fürs erstere also – könne „sich vielleicht mit dem Gedanken einer Föderation zentraleuropäischer Staaten anfreunden [...]. Eine *europeische Föderation*, gebildet zunächst einmal, aus Polen, Ungarn, der Tschechoslowakei, regiert von den heute noch inhaftierten Mitgliedern der Charta 77, vielleicht Österreich [...] der Schweiz, die sich, wenn man recht orientiert sei, seit je gern als Mitte von Mitteleuropa sonne, als das Herz des Herzens [...]“.⁶⁴ Solche Ideen kreisten damals tatsächlich in den Köpfen herum, und es gab auch politische Versuche, die genannten Staaten, ohne die Schweiz allerdings, in einer Gruppe zu vereinen.⁶⁵ Aber nicht das ist das Wesentliche an dem Buch, ob sich eine der Visionen verwirklichen lassen könnte oder nicht, sondern es vermittelt – aus der Sicht eines Außenstehenden – ein Bild Polens aus einer Zeit, in der noch alles möglich war, aus der sogenannten Wendezeit. Der Erzähler nimmt darüber hinaus alle wichtigen Ereignisse der polnischen Geschichte wahr (von der 3.-Mai-Verfassung über die Teilungen, den Stalin-Hitler-Pakt, Katyń, den Zweiten Weltkrieg mitsamt der Shoah, das antisemitische Jahr 1968, die sechzehn Monate der *Solidarność* und die Einführung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981, den Mord an Popiełuszko bis hin zu der Bildung der neuen Regierung unter Führung von Tadeusz Mazowiecki am 24.8.1989), aber er scheint am Ende Döblins Verärgerung in der *Reise in Polen* zu teilen:

Geschichte, Geschichte und immer Geschichte. Ich weiß: diese Bilder beweisen nichts für das, was das Volk fühlt. Sowenig unsere Siegesallee beweist. Das Volk ist reicher, als alle diese Maler wissen“, kommentiert Döblin, und er fragt: „Beweist überhaupt die *Geschichte* etwas dafür, was ein Volk fühlt? Wieviel vom Volk nimmt an dieser Art *Geschichte* teil?“⁶⁶

64 Ebd., S. 164 f.

65 Am bekanntesten ist die Visegrád-Staatengruppe, die 1991 gegründet wurde. Sie besteht noch heute, politisch spielt sie jedoch keine Rolle.

66 Hännny: *Am Boden des Kopfes*, S. 190 f.

Aber Reto Hänni kann von der Geschichte nicht lassen. Schließlich will er als Besucher des ihm bis dahin unbekannten Landes all das verstehen, was ihm gezeigt wird und was er aus eigener Initiative besichtigt. Und als Autor scheint er an einigen Stellen mit Peter Weiss als Bildbeschreiber zu wetteifern, was ihm auch gelingt, etwa in der Nationalgalerie in Warschau oder bei dem Anblick des Danziger Denkmals zu Ehren der 1970 erschossenen Arbeiter. Es ist schade, dass dieses Buch so wenig Beachtung gefunden hat.